

# Düsseldorfer Tageblatt

Allgemeiner Anzeiger für Düsseldorf, Berg und Niederrhein

(Düsseldorfer Volksblatt.)

Zahl der Abonnenten 15 000.

Relationsband u. Verlag: Düsseldorfer Tageblatt G. m. b. H. Düsseldorf.

Anzeigenpreis:  
15 Pfg. die einseitige  
Normalzeile für den Stadt-  
u. Landkreis Düsseldorf  
20 Pfg. für auswärtige  
Anzeigen.  
Stellen- und Wohnung-  
gesuche 10 Pfg.  
Reklamazeile 50 Pfg.  
Telegramm-Adressen  
Tageblatt, Düsseldorf

Nr. 155.

Dienstag, 8. Juni 1909 (Medardus).

43. Jahrgang.

## (Karl May.)

Von W. B.-r. (Düsseldorf.)

**Nachdruck verboten.**

Er hat einen guten Klang, dieser Name und sein Träger ist uns ein alter Bekannter und mehr noch, ein lieber Freund. Über sollte ich ihn noch nicht kennen, lieber Leser? Wenn du auch vielleicht seine Werke noch nicht gelesen hast, sicherlich aber wirst du schon von ihm gehört haben, denn er genießt eine Popularität, wie sie wohl nicht allzuhäufig einem Schriftsteller beschieden sein dürfte. Sie ruhten ihn auch die Gunst der Leserwelt im Fluge erobert, seine eigenartigen und einzig schön geschilderten Reiseromanen, eigenartig insofern, als sie den schon zu allen Zeiten gepflegten Typ der Reise- und Abenteuerbeschreibungen eine völlig neue Gestaltung geben, zu einem höheren und edleren Niveau emporheben, dann aber auch einzig schön, weil wohl selten ein Schriftsteller Land und Leute in so meisterhafter Vollendung, in solch plastischer Darstellung zu geben versteht, wie Karl May. Dabei verschmäht er die Zuhilfenahme kosmetischer Mittelchen, welche zuweilen die Häßlichkeit den Glorietrottern in die Hand drückt, häufig aber auch ihre mangelnde Beobachtungsgabe vertuschen sollen. Er schildert ohne Schmünke und ohne Färbung, lebendig und lebenswahr. Und was seinen Werken noch ein besonderes Gepräge gibt, das ist die christliche Tendenz, die seine Reiseromanen durchatmet, die wie ein goldener Untergrund hervorleuchtet, durch seine prächtigen Literaturgemälde. Lebendig und lebenswahr zeichnet uns seine Feder die von ihm bereisten Länder und ihre Völker, formt seine Hand geographische und ethnographische Wissenschaften, zu auch für den geistig Indolenten ein leicht fassliches Gebilde. Lassen wir hier einer unserer angesehensten Tageszeitungen das Wort, die sich vor nicht so langer Zeit über diesen Punkt wie folgt äußerte: „Man lasse Karl May die Wüste schilfern, ihren Einfluß auf das Menschengemüt, ihre Oberflächengestaltung, Sitten und Bräuche ihrer Bewohner — und man hat alles beisammen, was ein gebildeter Mensch zum Hausgebrauch nötig hat. So aber auch die Savannen und Wälder Nordamerikas, die Camons und Nellenberge, die Pomposo Sidamerikas, die Berge Kurdistans, das Zwischland mit den Trümmern der uralten Kultur von Assur und Babel, der tropische Urwald Ceylons — kurz, irgend eine der zahllosen Wälder der von ihm geschilderten Geschehnisse — und man wird ein greifbares Bild vor Augen haben, ein Bild, das sich unwillkürlich einprägt, und wäre es auch durch die plastische, poetisch gebundene Sprache. Als Landschafts- und Städtebildner, der mit knappen feinen Strichen ganze Kulturen vergangener Zeiten vor unseren Augen zeichnet, hat Karl May wohl sein bestes geleistet. Wir zitieren hier — es ist uns augenblicklich nichts anderes zur Hand, — das Bild von Nairo: von der Ababtermoche bis nach Kasr el Ain. — Hinüber klangen die in Stein gehauenen Tropfen der Minarets zu Allahs Thron empor; durch Maasr el Aissa dampfte, einer Entheiligung gleich, ein Zug hinauf nach Heluan und hinter den Lebbachbäumen — lagen am Wüstenraude die Pyramiden — aus Angst vor der Unwirtlichkeit erstarrte Todesgedanken der Pharaonen.“ Mehr Stimmung kann man in so wenige Worte nicht in eine Landschaft hineinlegen. Das Bild der Pyramidenlandschaft, dieses großen Kirchhofs der Weltgeschichte, drängt sich mit zwingender Gewalt unserer Vorstellung auf, so vollkommen, daß unser geistiger Blick in Sekundenschnelle fahrtaufende durchfliegt. So eines unserer führenden Väter. In denselben Maße muß jedoch auch seinen ethnographischen, trotz peinlich scharfer Realistik durch die individuelle Eigenart seiner Schreibweise gemilderten Beobachtungen unbedingte Anerkennung gesollt werden. Greifen wir nur, um diese Tatsache an einem Beispiel zu demonstrieren, seine Behandlung des indischen Rassenproblems heraus. Wie wohlgefällig und doch wie wahrheitsgetreu haben sich seine Schilderungen vom Leben und Treiben, von Sitten und Gebräuchen der Ureinwohner Americas gegen Duzende Darstellungen ähnlichen Spezieis ab, die kein gutes Haar an den „Indians“ lassen. Nichts von transtübischen Squaws, unförmlichen Kappusen, stamplinsinnigen, dem Brandy ergebenen Feigen und diebischen Gekicht. Er charakterisiert uns die Indianer als die heldenmütige Nation, als welche sie schon die Conquistadoren schätzen und fürchten lernten, als stolze, mit der Glorialschmerzüberwachen Mathematikums gekrönte Soldaten, die unerschrocken und unauffällig einer brutalen Uebermacht der sogenannten Zivilisierten weichen müßten, immer noch mit äther Umgebungsamt ihr ausföhrliches Recht verteidigen und endlich als das, was sie heute sind, nämlich das löblich vermundete Wild, entweder in Reservationen hineingezwängt, die in kurzer Zeit wieder laßiert werden können, oder heimatlose Emigranten, gemieden, verachtet und vogelfrei, Trüm-

mer dezimierter Stämme, in alle Winde zerstreut. So äußert er sich zu dem rapiden Rückgang der roten Rasse, der sterbenden Nation, wie man sie ruhig nennen darf in dem Vorbild zu seinem „Winnerton“ u. a.: „Der Weiße fand Zeit, sich naturgemäß zu entwickeln, er hat sich nach und nach vom Jäger zum Hirten, von da zum Ackerbauer und Industriellen entwickelt; darüber sind viele Jahrhunderte vergangen; der Rote aber hat diese Zeit nicht gefunden, denn sie wurde ihm nicht gewährt. Er soll von der ersten und untersten Stufe, also als Jäger, einen Riesensprung nach der obersten Stufe machen und man hat, als man dieses Verlangen an ihn stellte, nicht bedacht, daß er da zu Fall kommen und sich lebensgefährlich verletzen muß. ... Ja, er ist ein kranker Mann geworden, ein sterbender Mann, und wir stehen mitleidig an seinem elenden Lager, um ihm die Augen zuzudecken. An einem Sterbebette zu liegen, ist eine ernste Sache, hundertfach ernster aber, wenn dieses Sterdebett dasjenige einer ganzen Rasse ist. Da steigen viele, viele Fragen auf, vor allem die: Was hätte diese Rasse leisten können, wenn man ihr Zeit und Raum gönnt hätte, ihre inneren und äußeren Kräfte und Begabungen zu entwickeln? Welche eigenartige Kulturformen werden der Menschheit durch den Untergang dieser Nation verloren gehen? Dieser Sterbende ließ sich nicht assimilieren, weil er ein Charakter war; müßte er deshalb getötet werden?“

In dieser seiner humanen und idealen Charakterisierung der roten Nation liegt auch nicht wenig der ungenutzte, namentlich buchhändlerische Erfolg seines „Winnerton“, ein Werk, das seinen Schöpfer überdauern und ihn den Welttraf und die Unsterblichkeit eines Volgewell und Cooper eintragen wird, deren Popularität bekanntlich auch die indianerfreundliche Technik ihrer Schriftstellerei nach sich zog, der Umstand, daß sie sich der mißhandelten Roten in ähnlicher erbarrender Weise annahm, sie zu moralischen und ästhetischen Persönlichkeiten erhob.

Mannehr hätten wir uns eigentlich über die pädagogische Bedeutung unseres Schriftstellers, über die erzieherische Wirkung seiner Bücher zu äußern, möchten jedoch, ohne über diesen Punkt eine spezielle Abhandlung zu liefern, eine weitere Frage in ihre Beantwortung einbringen, eine Frage, die darnach angeht, in welchen May-Leser zu frapieren, nämlich: „Wie will und soll Karl May gelesen werden?“ Ein jeder Schriftsteller, sofern er nicht zum bloßen Gaudium seiner Leser schreibt, verfolgt mit seinen Geisteserzeugnissen gewisse Tendenzen, er strebt nach einem Ziel und auch Karl May hat sich ein solches gesetzt. Da gibt es z. B. Leute, und ich vermute sehr viele, die Karl May's Reiseromane gelesen und auch für gut gefunden haben, die jedoch seine Werke zu oberflächlich „durchschüffeln“, wie man sagt, um die sinnige Wahrheit erkannt zu haben, welche gleich einem rätselhaften ungehobenen Stein in ihren Tiefen ruht und nur auf das erlösende Selam ersten Nachdenkens wartet, um sich dem Leser in seltener Schönheit zu offenbaren. Karl May produziert sich vor als Reiseschriftsteller, ohne jedoch ausschließlich ein solcher sein zu wollen. Alle geographischen und ethnographischen Vollkommenheiten, welche wir in seinen Reiseromanen bewundern, müssen zurücktreten vor der eigentlich großen und edlen Tendenz, die ihn bei Abfassung seiner Werke leitete, das ist die Lösung der großen und ersten Menschenheitsfrage, (was namentlich in seinen letzten Werken zum Ausdruck kommt), der er sein ganzes Schaffen geweiht hat und welche sich unter dem bekannten, seine Erzählungen beherrschenden „H“ verbirgt, das omniböse „H“, das ihn, von Unterstand und Unkenntnis befreit, schon manche Verhöhnung und Anfeindung eintrug. So finden wir in seiner Mara Durim die Menschheitsseele verkörpert, die im Sitara wohnt, im hochgelegenen Lande der Sternendünen, und in der wohlbekanntesten Gestalt seines Hadschi Hales Omar die menschliche Anima mit all ihren Mängeln und Schwächen. Es gehört immerhin ein gewisser Fonds von Intelligenz dazu, ihn auf seinen Wanderungen in das sonnige Hochland der Menschheitsseele zu folgen, indes sind seine Werke ja auch für Denkerde geschrieben, sie sollen zum Nachdenken anspornen. Und wer sich zu seinem Standpunkt durchgerungen hat, dem sind seine wichtigsten keine Rätsel mehr, so die Entwicklung des Geistesmenschen zum Gemeinlichen, wie er uns in seinem Winnetou den Prototyp eines solchen kennzeichnete, dann z. B. die Liebe des Abend- zum Morgenlande, die er in so eindringlicher Weise predigt. Wie Karl May gelesen und verstanden sein will, das mag ein nachstehendes Beispiel, aus einer Minderener Zeitschrift entnehmen, beweisen. Es handelt sich hier um Band IV „Im Reich des Silbernen Löwen“, wo u. a. ein großes orientalisches Wettrennen vorkommt, dessen Szenenplan Westafrika ist, sich jedoch

in Wirklichkeit in Deutschland abspielt und seinen bekannten Prozeß contra Minnmeyers - Fischer's - Verlag, in treffender Weise symbolisiert. Die Bedeutung jedes einzelnen Pferdes und jedes einzelnen Reiters ist sehr wohl bekannt, unter den Dschamflum, bei denen das geschäft, sind ja überhaupt seine Leser zu verstehen. Da kommt ein Hentler vor, der großmäulige Tiraden von Stapel läßt und sich vorgenommen hat, May zu töten. Er zieht ein früher edles, jetzt aber von den Gegnern abgehändertes Pferd hinter sich her, das ist der seinem Herrn abgetroffene „Kish-Daw“, der persische Kame für „Schindroman“. Daß unter diesem früher edlen, jetzt abgehänderten Gaul „Kish-Daw“, der Münchener-Fischer'sche Schund, also seine einwandfreie, von dieser sauberen Verlagsfirma aber gefälschten und von ihr mit sexuellen Schmutz verhandelten Manuskripte zu verstehen ist, mit dem der edle Hentler forumpiert werden soll, das versteht sich ganz von selbst. Wer der Hentler ist und was mit ihm geschieht, das lese man nach. Diese Episode zeigt, wie die „Reiseromanen“ von Karl May zu lesen und auf das praktische Leben zu beziehen sind und das mögen sich namentlich diejenigen ab nota nehmen, welche ihn absolut zu einem Jugendschriftsteller degradieren wollen. Karl May hat seine Romane für geistig Ausgereifte geschrieben, und wenn er sich auch glücklich schätzen darf, die Jugend zu seiner begeisterten Anhängererschaft zu zählen, es ist ihm dadurch Gelegenheit gegeben, außerordentlich erzieherisch zu wirken, was schon hervorragende Pädagogen betonten, so enthalten seine Werke hoch Probleme, denen wir noch nicht voll entwickelte jugendliche Verstand auf keinen Fall gewachsen ist. Daß hat unsere Schriftsteller auch bewegen, spezifische Jugendschriften zu veröffentlichen, Bücher, die allen dießbezug. Anforderungen entsprechen, so „Der Sohn des Bärenjägers“, „Die Elfenkarawane“, „Der blaurote Methusalem“, „Der Schatz des Inka“, „Der Schatz im Silbersee“, „Der schwarze Mustang“ uhm. uhm. (Vielleicht nimmt man von berufener Seite diese Gelegenheit wahr, die pädagogische Bedeutung Karl May's erschwepender zu würdigen.) Im übrigen, und das möchten wir an dieser Stelle ausdrücklich hervorheben, wenn man Karl May verschiedentlich den Vorwurf macht, daß Lesen seiner Reiseromanen ziehe unbedingt eine literarische Ueberfälligung nach sich, so hat dieses nur insofern keine Richtigkeit, als die in der Auswahl ihrer Lektüre nicht allzu Wählerischen, also solche, die abweichungsfähiger auch mal keinen Reizortagebuch und verschmähen, nach Lesen der May'schen Bücher für letztere Wert Literatur nicht mehr zu haben sind. Dieses Ueberaus wichtige Moment darf unter keinen Umständen außer Acht gelassen werden, was wir theoretisch angustreben bemüht sind, das lesecifrige Publikum aus dem pornographischen Sumpf eines gewissenlosen literarischen Freidentertums herauszuheben, Karl May erreicht es auf praktische Weise.

Damit möchten wir vorstehendes Kapitel über einen unserer meistgelesenen Schriftsteller zu Ende führen, und wir glauben diesem Artikel vom Geleit sein besseres Schlusswort mit auf den Weg geben zu können, als eine Stelle aus seinem vierten Band: „Im Reich des Silbernen Löwen“, wo er sich über die intellektual bildenden Momente seiner Werke äußert, deren Wirkung in die schönen Worte zusammenfaßt: „... Es schweben zwischen Himmel und Erde Wahrheiten, denen der Zweifel des geräuschvollen Tages verbietet, sich zu der Menschheit herniederzulassen. Aber in der verschwiegenen Nacht, wenn die Zweifel schlafen, gleiten diese Wahrheiten an den freundlichen Strahlen der Sterne herab, um wie alles Himmlische, wenn es die Erde berührt, sichtbare Gestalten anzunehmen. Sie hoffen, in tiefer Körperform vor ihren Feinden sicher zu sein. Sie trennen sich. Die eine Wahrheit geht in Tiergestalt als Fabelwesen durch Wald und Feld, kommt vielleicht auch in Haus und Hof des Menschen, um ihm in Silbe mitzuteilen, was ihm in anderer Weise zu sagen ein Wagnis ist. Die andere ist kühner. Sie nimmt die Form des bekannten Körpers an, der als das Ebenbild Gottes so berühmt geworden ist, und sucht die Städte und Dörfer aus, wo sie sich für ein beidesedenes Märchen ausgibt, welches man passieren lassen kann. Sie hat Scheinbar so gar nicht viel zu sagen, daß man sie gern hier und da zu Worte kommen läßt. Sobald sie spricht, denkt man sich zunächst nichts dabei. Doch wenn sie fortgegangen ist, beginnt man unwillkürlich nachzusinnen. Dann kommt es freilich an den Tag, daß dieses sogenannte Märchen ein Himmelskind gewesen ist, welches, wenn man dies gemerkt hätte, fortgewiesen worden wäre. Nun hat es aber doch gesprochen, und was es sprach, sitzt fest.“